

16]

(Nachdruck untersagt.)

Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimáček.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Czechischen.

War Lena schon früher trotz allem Schmähen Wenzel's gefügig und unterwürdig gewesen, so hatte sie jetzt für jedes grobe Wort von ihm ein Lächeln; ja, als er einmal beim Messereinsetzen den Hammer nach ihr schleuderte und sie am Fuße verletzte, hat sie nur demüthig, er möchte nicht mehr böse sein. Angesichts solchen Betragens sah sich Bieta entwaffnet, Wenzel war gefühllos, die übrigen gleichgiltig. Nur einmal wagte es Bieta, mit Wenzel ein ernstes Wort zu reden, indem sie ihn veranlassen wollte, das Mädchen nicht so zu quälen; ja, sie drohte ihn sogar, Veruna alles wissen zu lassen. Wenzel in seinem Uebermuth forderte sie direkt auf, noch heute zu Hurych's zu laufen und alles, was sie weiß, zu sagen; er habe keine Furcht, er behandle den Trottel noch ganz gnädig; würde ein anderer von dem Idioten auch außerhalb der Fabrik so verfolgt werden, er ließe ihn einfach einsperren.

Getrieben von ihrer wilden Leidenschaft, hatte sich nämlich Lena einige Male gegen Abend vor Wenzel's Wohnung hingeschlichen, und sie entfernte sich nicht früher, ehe er sie nicht roh abwies oder gar mit Fieben traktirte. Und eben das war ihr recht, eben das löschte ein wenig den zehrenden Brand ihrer Leidenschaft.

Dabei kam Lena körperlich ganz herab und glich fast schon einem Skelett. Dahin war ihre verführerische Schönheit, die Wangen eingefallen, die Lippen blaß, bloß das Auge loberte unter den zusammengewachsenen Augenbrauen. Die Fieben, die wieder ihren Anzug bildeten, schlotterten um ihre Glieder und erhöhten den ungünstigen Eindruck, den ihre Erscheinung jetzt hervorrief. Von der Steinbruchdirt war's nur noch ein Schatten.

Uebrigens fiel den Leuten, die sie tagtäglich sahen, die eingetretene Veränderung nicht so deutlich auf. Der „Trottel“ war ihnen gleichgiltig, sein zerklümpfter Aufzug nun schon etwas Altgewohntes. Es gab freilich auch solche, die mit dem armen verstoßenen Mädchen Mitleid hatten, aber diese gaben nur insgeheim ihrem Bedauern Ausdruck, so zum Beispiel die Chvatalka, die Oberheizerin Springerka, so Nesbeda und Hurych, sowie dessen Weib. Einzig und allein Kucharz und freilich Bieta am meisten, die nun Lena beständig vor Augen hatte, nahmen an dem Unglück des armen Weibes vollen Antheil.

Es war zu Beginn der sechsten Woche in der Kampagne, als an Lena eine eigenthümliche Veränderung zu Tage trat. Die Chvatalka machte die Beobachtung, daß sie den ganzen lieben Tag hindurch kaum ein Auge schloß, daß sie auf ihrem Lager stöhnte, plötzlich aufstand, niederkniete und betete, zwei Stunden lang betete. Dann wirft sie sich wieder auf's Lager und, indem sie den Kopf im Polster vergräbt, fährt sie sich wild ins Haar. Des schlichten Weibes bemächtigte sich die Furcht, daß Lena's stiller Wahn in Tobsucht ausarten werde.

Und bei der Nacharbeit in der Fabrik faßte sich Lena mir nichts dir nichts an den Kopf, und die früher so gehorsam, so peinlich bei der Arbeit war, brütet vor sich hin, bis Bieta sie aus ihrer Apathie aufrüttelt. Dazu kam noch der folgende unerwartete Vorfall hinzu. Eine in der Mitte entzweigteschnittene Rübe flog wieder, einmal über den Korb hinweg und traf Wenzel, der, mit dem Rücken gegen die Maschine, am Fenster saß, an der Schulter. Er wandte sich zornig um, ergriff die Rübe und schleuderte sie wie immer nach Lena. Das Mädchen schrie vor Schmerz auf; aber sie senkte nicht wie sonst den Kopf, sondern ergriff eine zweite Rübe und warf sie Wenzel vor die Füße. Der Schlosser flog zornbebend die zu den Schneidemaschinen führende Treppe empor, entriß Lena den Spaten und wollte auf sie einbauen. Doch das Mädchen setzte sich diesmal zur Wehr, und es gelang ihr, Wenzel den Spaten wieder zu entwenden. Sie hob das Gerath empor und drohte ihm. Aus ihren Augen schossen dabei Blitze, der Mund war verzerrt, das Gesicht kreidebleich. Sie bot einen schrecklichen Anblick, so daß Wenzel unwillkür-

lich zurücktrat und, um seine Niederlage zu bemänteln, eine verächtliche Grimasse schnitt und zwischen den Zähnen hindurchzischte:

„Du thät'st mir dafürstehen, daß ich Dir Eins verseh', Du infames Luder!“

Ein zweiter Ausschrei entrang sich Lena's Kehle; sie wäre ihm nachgestürzt, wenn Bieta, ganz überrascht und entsetzt, sie nicht aufgehalten hätte. Um seine Wuth zu verbergen, begann Wenzel zu pfeifen.

Als nach dieser Nachtschicht der Trupp der Arbeiter heimging, trat Lena unter dem Fabriksthor auf Bieta zu und sprach zu ihr in sieberhafter Eile, dabei ihre Hand mit voller Kraft drückend:

„Sagen Sie alles seiner Geliebten, was Sie haben sagen wollen, und sagen Sie ihr noch, daß er mich verdorben hat... daß ich in der Hoffnung bin, und daß ich ihn erschlage, wenn er sie zum Weib nimmt.“

Nach diesen Worten rannte sie, ohne sich nach Bieta umzusehen, in der Richtung des Dorfes davon.

An dem Tage theilte Bieta alles Veruna mit und rieth dem klagenden und jammernenden Mädchen, sich selbst von der Wahrheit der bitteren Nachricht zu überzeugen.

„Sag' der Mutter, ich hätt' Dich gebeten, für mich heute Nachtschicht zu halten, daß ich unwohl wär', Du wirst sehen, was für ein schlechter Mensch er ist.“

Veruna warf sich, am ganzen Leibe zitternd, an die Brust der Kameradin und brachte unter Schluchzen hervor:

„Du hast recht, ich geh' hin, ich muß es selbst sehen, ich würde es nicht einmal der Mutter glauben.“

Doch schwieriger war es, das Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Die Mutter wollte anfänglich nichts davon wissen, daß ihre Tochter in die Fabrik gehe, und noch dazu bei Nacht.

„Bieta soll sich eine andere dinge, möcht' nicht gern daß mein Mäd'el zum Krüppel wird“, meinte die alte Frau.

„Aber, Mutter, 's kann mir dort ja nichts gescheh'n; geh'n doch Bieta und die anderen Mäd'el schon viele Jahre hin...“ wagte Veruna einzuwenden.

„Auch wenn Dir nichts geschehen kann, so hörst und siehst Du unter den Leuten nichts Gutes. Wer einmal zur Fabrik gerochen hat, und wär's nur einen Tag, hat schon andere und schlechtere Gedanken, und jeder ist ein armer Teufel, der aus Noth hingeh'n muß.“

„Aber Bieta kömmt' leicht um die Arbeit kommen...“

„Ich wär' nicht dagegen, wenn Du auf dem Feld für sie schaffen thät'st. Aber in die Fabrik darfst mir nicht, 's giebt dort unter anderen auch böse Menschen, die nicht an unseren Herrgott glauben...“

Indessen, die Bitten des Kindes hatten oft schon größeren Widerstand gebrochen; wie hätten sie diesmal die Einwendungen der alten Mutter nicht entkräften sollen! So gab denn gegen Abend die alte Hurych den dringlichen Bitten der Tochter nach.

„Ein bißchen geht sie wegen der Bieta hin, aber mehr Wenzel zuliebe“, dachte die Greisin, als sie der Tochter beim Weggehen ein Kreuz auf die Stirn machte. „Der Bursch' wird wohl auf sie achtgeben.“ Aber ihre Hand zitterte dabei.

Fand Veruna den Tag unerträglich lang und peinlich, so war es für Lena in doppeltem Maß. Sofort nachdem sie sich von Bieta getrennt hatte, folgte sie Wenzel auf dem Wege zum Dorfe nach. Er befand sich nur in Gesellschaft von Nesbeda, denn Kucharz und Hurych arbeiteten in der Tages-schicht. Vor Gradil's Wohnung trennten sich die Kameraden, und Wenzel trat ins Zimmer. Lena, die sich inzwischen wieder zu dem nach der Gartenseite führenden Fenster herangedrückt hatte, wartete noch eine Weile, bis Wenzel plazgenommen hatte; dann öffnete sie unerschrocken die Thür und übertritt die Schwelle.

Wäre der Tod vor ihm erschienen, er hätte nicht mehr erschrecken können als jetzt bei Lena's wüster Erscheinung. Ihr Busen mochte, aus ihren Augen schoß eine Flamme; die bleichen, aufgeworfenen Lippen hoben sich in der Färbung nur unmerklich von den weißschimmernden Zähnen ab. Nach einer Pause, während welcher Wenzel vergebens seinen Schrecken zu meistern suchte, sagte Lena trocken: „Ich hab' Dir was zu sagen.“

Es war das erste Mal, daß sie ihn wieder duzte.

Ueber diese Anrede trieben ihm Zorn und Scham alles Blut in die Wangen: Dieses armselige Luder wagte es, ihn zu duzen! Er schnellte auf, wies nach der Thür und schrie: „Was streichst Du hinter mir her? Hinaus, bevor ich Dir den Weg zeig'!“

Doch Lena rührte sich nicht, sondern blickte Wenzel fest in die Augen und sprach, dabei jedes Wort nachdrücklich betonend, langsam: „Denkst Du daran, was Du versprochen hast, wie wir das letzte Mal im Wald waren?“

Wenzel lachte gezwungen auf; dann aber rief er, von jähem Zorn erfaßt: „Damit, glaubst Du, wirst Du mir kommen? Ich will Dir zeigen, wie man mit solchen Schlampen . . . umgeht, Du Luder, Du . . .!“ Er packte sie, um sie hinauszurufen, beim Genick, und sie schrie vor Schmerz auf; aber schon machte sie rasch kehrt und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht.

„Du mußt hin werden von mir!“ stieß sie mit gellender Stimme hervor und trachtete, Wenzel an die Gurgel zu kommen.

„Bestie!“ brüllte Wenzel und schlug nun in höchster Wuth, mit schrecklicher Gewalt Lena zu Boden und bearbeitete sie mit Händen und Füßen. Als sie sich mit höchster Anstrengung halb aufraffte, schlug er sie abermals nieder und hieb auf sie ein, ohne darauf zu achten, daß seine Tante ins Zimmer getreten war, die, da sie sich fürchtete, dem Rasenden in die Nähe zu kommen, bloß die Hände rang und ihn um Gotteswillen bat, aufzuhören.

„Du hast also wirklich gedacht, ich werd' Dich heirathen? Du Narr, schau, so geht man mit solchen Mädeln um, damit ihnen die Lust auf Mannsbilder vergeht, Du Hundsfott, Du niederträchtiger!“ brüllte Wenzel, indem er auf Lena herumtrampelte. Sie vermochte sich nicht anzurichten, und da ihr keine andere Waffe zur Verfügung stand, so biß sie ihn in die Hände und Füße und krazte ihn und schimpfte wie er; von ihrem Gesicht rann bereits Blut, doch die Augen waren vor Wuth blutunterlaufen, und auch aus ihren Lippen, in die sie die Zähne verbiß, spritzte Blut.

„Wenzel, jetzt hörst Du aber auf, oder ich hol' die Nachbarsleut'“, rief nun die Tante aus Leibeskräften, und wagte zugleich, Wenzel's Hand zu ergreifen. Doch die Hand war im Schwung und traf das Alterchen in die Brust, so daß es vor Schmerz zu Boden taumelte.

Dies erst brachte Wenzel zur Besinnung. Er packte Lena bei der Hand und schleifte sie über die Dielen zur Thür, die er öffnete, und stieß sie mit einem Fußtritt hinaus. „Jetzt, mein' ich, vergeht Dir schon die Lust auf mich!“ zischte er hervor.

Lena lag eine Weile im Hausflur; hierauf erhob sie sich mit Mühe und schleppte sich, blutüberströmt, zerrissen, die Kleider zertranst, an der Mauer eine Stütze suchend, aus dem Hause. Sie fühlte keinen Schmerz. Zorn allein, aber wilder, über alles mächtiger Zorn loderte in ihrer Brust. O, wo ist diese Stärke hin? Auch um diese hat der miserable Schuft sie gebracht, damit sie ihn nicht erschlagen könne. Früher war er ja doch nicht im stande, seine Hand aus ihrer Umklammerung zu befreien, früher hat er getaumelt, wenn sie ihn schüttelte, und jetzt vermag sie sich seiner nicht zu erwehren, jetzt schlägt er sie nieder und haut auf sie ein!

Im Auslodern ihres Zornes hielt sich Lena die geballten Hände vor die Stirn, dann stieß sie die Arme vorwärts und streckte sie, daß es in den Gelenken knackte. Hätte sie einen Hammer gehabt, vielleicht wäre sie gegen ihn aufgetommen. Aber wo dergleichen hernehmen? In der Fabrik, in der Werkstätte? — Jawohl, dort wird sie's heut abends aufstramen und wird ihm eins geben, daß er ins Gras beißt. Todtschlagen muß sie ihn — todtschlagen um jeden Preis . . .!

Mit dieser fixen Idee schritt sie auf einem Rain selbewartwärts. Das Kopftuch war ihr in den Nacken hinabgeglitten, der Knoten vorn war fest geschürzt, das Haar zerzaust, die einzelnen Strähne fielen ins Gesicht und bewegten sich im Morgenwind. Das Gras auf dem Rain war gelb, der Boden feucht; in der Nacht war seiner Sprühregen gefallen. Hier rutschte Lena's Fuß in der glatten, aufgeweichten Erde aus, dort brach sie im Stoppelfeld ein, und der Gang wurde beschwerlich. Sie achtete indes gar nicht darauf, ob sie auf dem Rain, über Stoppeln oder über Gerölle dahinschritt; sie ging, wohin die Füße sie trugen. Dann kam sie auf einen von Bäumen flankirten Weg. Das herumliegende feuchte Laub heftete sich an die Füße und raschelte wehmüthig unter ihrem

Tritt. Eine Vogelschaar kreiste über den Bäumen, bald zusammen-, bald auseinanderfliegend. In den gelichteten Baumkronen bewegte der Wind die Aeste, und das übriggebliebene Laub zitterte über seinem eigenen Grab. Manches Blatt verfang sich mit dem Stengel in einem Spinnewebe und drehte sich traurig im Winde.

(Fortsetzung folgt.)

Technische Rundschau.

Die Entwicklung der elektrischen Straßenbahnen in Deutschland. — Die elektrische Schifffahrt.

Die elektrischen Straßenbahnen haben sich in ihrem Heimathlande Deutschland bedeutend langsamer entwickelt, als in Nordamerika. Dort wurde 1885 die erste elektrisch betriebene Straßenbahn eröffnet, und am Ende des Jahres 1894 liefen bereits 22 849 Motorenwagen auf Strecken, deren Gesamtlänge 14 413 Kilometer betrug, im Sommer 1896 war die elektrisch betriebene Kilometerstrecke schon auf 20 000 angewachsen.

In Deutschland ging die Entwicklung, wie gesagt, viel langsamer; 1879 wurde auf der Berliner Gewerbe- und Industrie-Ausstellung die erste von Siemens u. Halske gebaute elektrische Lokomotive, die einige leichte Personenwagen zog, vorgeführt. 1881 wurde die erste dauernde elektrische Bahn in Gr. Lichterfelde zwischen dem Anhalter Bahnhof und der Kabettenanstalt gebaut; aber trotzdem einige Städte folgten (Mödling bei Wien, Frankfurt a. M.), kam der Bau neuer Bahnen nicht recht vorwärts, bis die in Amerika vervollkommenen Methoden der oberirdischen Stromzuführung auch in Deutschland in Aufnahme kamen.

Bei der 1879 vorgeführten Bahn erhielt der Elektromotor den Strom von einer besonderen zwischen den Fahrchienen etwas erhöht liegenden Leitschiene; bei der Bahn in Gr. Lichterfelde wurde die eine Fahrchiene zur Stromzuführung, die andere zur Rückleitung benutzt. Aber die Isolirung der stromzuführenden Schiene kann hierbei trotz erheblicher Kosten doch keine so gute sein, daß nicht viel Energie verloren geht; deswegen stellte Siemens u. Halske bereits 1882 auf den Geleisen der Pferdebahnstrecke Charlottenburg-Spandauerbock die ersten Versuche mit der oberirdischen Stromzuführung an. Doch war die Art der Stromzuführung sehr umständlich — die Stromabnahme erfolgte durch einen achträderigen Kontaktwagen —, und auch die in Mödling und Frankfurt versuchten Abänderungen waren nicht besonders glückliche.

Die heute übliche Stromzuführung, der Schleifbügel sowie die Stahlstange mit der am Draht entlang laufenden Kontaktrolle sind amerikanische Verbesserungen; in Deutschland wurde die erste nach diesem System betriebene Bahn im Jahre 1891 in Halle a. S. eröffnet, worauf im nächsten Jahre die Straßenbahnen in Bremen und Gera folgten. Seitdem ist die Entwicklung rascher gegangen, wenn sie auch mit der amerikanischen nicht vergleichbar ist. Wie wir einer im Januar 1897 in der Elektrotechnischen Zeitschrift erschienenen Statistik entnehmen, waren am 1. August 1896 in 42 deutschen Städten (Oesterreich-Ungarn nicht mitgerechnet) elektrische Straßenbahnen vorhanden, die insgesamt eine Geleislänge von 854 Kilometern haben; es laufen auf ihnen 1571 Motorenwagen mit 989 Anhängewagen. Weitere 845 Kilometer sind im Bau begriffen, und zwar in 14 der obigen und in 32 anderen Städten. Weitans die meisten dieser Bahnen haben oberirdische Stromzuführung; durch eine in einem unterirdischen Kanal liegende Leitung wird der Strom nur auf kurzen Strecken der Berliner Bahnen, sowie der noch nicht eröffneten Dresdener Bahn zugeführt. Die geplante Berliner Hochbahn vom Zoologischen Garten bis zur Warschauer Brücke wird, wie die 1879 zuerst vorgeführte, den Strom durch eine zwischen den Fahrchienen liegende Leitschiene erhalten, da bei dem auf einem gußeisernen Viadukt aufgeführten Hochbau die Isolirung sehr vollkommen gemacht werden kann.

Von der Anwendung der Akkumulatoren, die eine Vermeidung der vorhandenen Geleise ohne Anlage neuer Leitungen gestatten würden, ist man trotz mehrfacher Versuche wieder zurückgekommen; nur die Wagen der Hagener und Geseferer Straßenbahn fahren mit Akkumulatoren. Dagegen ist in Hannover ein ausichtsreiches gemischtes System in Anwendung; in den Außenbezirken fahren die Wagen mit oberirdischer Zuleitung, wobei der zugeführte Strom zugleich zur Ladung der Akkumulatoren dient; in der inneren Stadt treiben diese dann den Elektromotor. Hier ist es also nicht nöthig, die Akkumulatoren, nachdem sie die in ihnen aufgespeicherte Energie abgegeben haben, nach der Zentralfstation zu bringen, damit sie von neuem geladen werden, sondern die Ladung geschieht während der Fahrt selbst, so lange der Strom durch die oberirdische Leitung zugeführt wird.

Nicht eben so rasch und glänzend hat sich die elektrische Schifffahrt entwickelt, obwohl das erste elektrische Boot volle vierzig Jahre früher, als die erste elektrische Lokomotive dem Publikum vorgeführt wurde. Bereits im Jahre 1839 besah der berühmte Erfinder der Galvanoplastik, Jacobi, mit einem durch Elektrizität getriebenen Boote, in dem sich zwölf Personen befanden, die Neva bei Petersburg, und man knüpfte damals große Erwartungen an diesen wohlgelungenen ersten Versuch. Da Dynamomaschinen damals noch nicht existirten — das Dynamo-Prinzip wurde erst 1866 aufgestellt —, so mußte zur Erzeugung des

nothwendigen elektrischen Stromes eine galvanische Batterie in das Boot mitgenommen werden. Vier feststehende Elektromagnete brachten ein starkes magnetisches Feld hervor, in dem sich vier bewegliche Elektromagnete, die den Anker der festen bildeten, nach dem Schließen des elektrischen Stromes dauernd drehten. Indem diese drehende Bewegung auf das Schaufelrad des Bootes übertragen wurde, wurde dieses selbst in Bewegung gesetzt.

Bedeutende praktische Ergebnisse hatte dieser Versuch nicht, da die auf diese Art erzeugte Energie im Verhältniß zu ihren Kosten nur klein ist. Das zeigte sich auch bei dem Boote, welches 1878 von Trouvé auf der Pariser Weltausstellung vorgeführt wurde; hier wurde der Strom für den Elektromotor, dessen Bewegung auf die Schiffschraube übertragen wurde, von einer Batterie von zwölf großen Bunsen'schen Elementen geliefert. Eine größere Verbreitung fanden die elektrischen Boote erst, als 1881 durch Faure die Akkumulatoren wesentlich verbessert waren, so daß man aus ihnen hergestellte sogenannte Sammlerbatterien auf die Schiffe mitnehmen kann. Freilich haben die Akkumulatoren ein erhebliches Gewicht; doch fällt dafür das Gewicht der Kohlen, die sonst von Dampfbooten mitgeführt werden müssen, fort. Auch sind die elektrischen Boote nicht fähig, sehr weite Fahrten zu machen, weil die Akkumulatoren nach einiger Zeit von neuem geladen werden müssen; immerhin eignen sie sich zu kleineren Vergnügungsfahrten außerordentlich und haben hier manchen Vorzug vor den Dampfbooten. So ist eine Explosionsgefahr bei ihnen vollständig ausgeschlossen, und es fehlt bei ihnen der oft sehr lästige Qualm, der von der Maschine eines Dampfbootes ausgeht. Auf der Themse in London sind die elektrisch betriebenen Boote, deren Ladung für Fahrten bis zu 100 Kilometern ausreicht, keine Seltenheit mehr; in Berlin sind sie für den regelmäßigen Verkehr noch unbekannt; doch besuht eine Reihe von Akkumulatorenbooten im Sommer 1896 die Gewässer des Neuen Sees und des Harspenteichs in Treptow, wo die Berliner sie kennen lernten.

Auch für den Kriegsdienst sind die elektrischen Schiffe schon dienlich gemacht. Von den großen Kriegsschiffen, die sämmtlich mit Hilfe von mitgeführten Dynamomaschinen elektrisches Licht erzeugen, könnten leicht auch die Akkumulatoren kleiner Boote geladen werden; doch dürfte es fraglich sein, ob das von besonderer praktischer Bedeutung wäre. Dagegen versieht an der englischen Küste ein elektrisches Boot von 15 Meter Länge und 3 Meter Breite bereits einen regelmäßigen Dienst zwischen den südlich von London gelegenen Häfen von Chatham und Sheerness; den 17 Kilometer betragenden Weg legt das Boot in etwa einer Stunde zurück.

Da die Akkumulatoren-Industrie noch in sehr regem Aufblühen begriffen ist, so kann man die Bedeutung, die sie vielleicht in Zukunft für den Schiffsverkehr gewinnen wird, keineswegs bereits absehen.

Kleines Feuilleton.

— **Poet und Politiker.** Der unlängst in Budapest verstorbenen Dichter Bajda konnte keinen Unterschied herausfinden, der zwischen den politischen Parteien seines Landes bestehen sollte. Trotzdem wäre er gern Abgeordneter geworden. Er fragte bei seinen Freunden herum, mit dem Programm welcher Partei man wohl am besten auftreten könnte? Man rieth ihm u. A., es wäre zweckmäßig, wenn er in einem Bezirke austräte, wo man ihn kenne.

„Es giebt so einen,“ erwiderte Bajda. „Der Waaler.“

„Ja, woher kennt man Dich denn just dort?“

„Ich habe nämlich ein Gedicht, das führt den Titel: „Im Waaler Walde.“ Ich denke, die Waaler werden doch mein Gedicht über ihren Wald kennen.“

Und da er dann schließlich doch kein Abgeordneter wurde, ließ er sich nach den Wahlen Visitenkarten machen, welche lauteten: „Johann Bajda, Nichtdeputirter.“ — Von Bajda erzählt man sich auch noch das folgende: Als ihn jemand in der alten Gattwanergasse fragte, wo die Keckmetergasse sei, soll der Dichter mürrisch erwidert haben: „Budapest hat eine halbe Million Einwohner, von denen ein Theil hier auf der Gasse umhergeht. Warum fragen Sie denn just mich, wo die Keckmetergasse ist?“ — Wenn jemand auf der Straße von ihm Feuer verlangte, konnte er sicher sein von Bajda einen — Kreuzer und den Rath zu erhalten: „Hier, mein Herr, kaufen Sie sich jetzt Hündchölzchen.“

— **Alte Schiffe.** Ein hohes Alter weisen mehrere Schiffe der englischen Kaufahrts-Flotte auf. Eins davon zählte 122 Jahre, drei zwischen 105 und 110, vier zwischen 100 und 105, 13 von 95 bis 100 und 14 von 90 bis 95 Jahren. „Der wunderbaren Dauer des Eichenholzes, aus dem die Schiffe bestehen, wird damit ein glänzendes Zeugniß ausgestellt,“ meint die „Techn. Rundschau“. Man könnte auch etwas anderes sagen: „Schwimmende Särge.“

— **Der bedeutendste Bau von New-York** ist gegenwärtig in der Ausführung begriffen. Es ist dies das Haus Park Row, das eine Fläche von beinahe 1400 Quadratmetern bedeckt und in allen seinen Theilen 25 Stockwerke enthält. Der Scheitelpunkt des Gesimses wird 103 Meter hoch liegen. Zwei Thürme sind auf jeder Seite der Fassade in Aussicht genommen und ihr Gesims wird 108 Meter, ihre Kuppelspitze 118 Meter über der Straße sich erheben. Der Baukörper wird 9000 Tonnen Stahl verschlingen, das Gesamtgewicht des Baues wird 50 000 Tonnen betragen, die auf 4000 Pfeiler vertheilt sind. Die Steine und Ziegel dienen nicht

als Stütze in diesen Eisenbauwerken; sie werden einfach in das metallene Knochengerüst eingefügt. Der ganze Bau ruht auf 4000 Lannenspfählen von 250 bis 430 Millimeter Durchmesser, die 6 Meter tief in einem Sandbett wurzeln und in einer Entfernung von je 450 Millimetern in Reihen mit einer Entfernung von je 60 Zentimetern von Achse zu Achse aufgestellt sind. Jeder Pfahl trägt nur 12 Tonnen. Nach der Einrammung der Pfähle bedeckt man den Boden wieder bis zum Niveau der Pfahlenden mit einem Lager harten Mörtels. Auf den Mörtel, der als Grundlage dient, legt man alsdann Granitplatten von 25 Zentimetern Dicke, die ihrerseits wieder Sockel aus Ziegelsteinen und Granit von 30 Zentimetern Dicke tragen. Und auf diesen Sockeln errichtet man die eisernen Träger des Metallgürtels. Die Ausschmückung oder Ausfüllung der Fassade ist bis zum dritten Stockwerk in Granit gehalten; bis zum sechsten Stockwerk wird Kalkstein aus Juidiana verwendet und hernach vertreten Ziegel, Thonerde und graues Gestein seine Stelle. Dieses neue Bauwerk, bislang das höchste von New-York, wird von 15 hydraulischen Aufzügen bedient werden. Diejenigen darunter, die für das Publikum bestimmt sind, werden Kabinen von 2,65 Metern seitlicher Ausdehnung haben und ihre Tragfähigkeit wird bei einer Schnelligkeit von 3,50 Metern pro Sekunde auf 2350 Kilogramm geschätzt.

Literarisches.

— **Bedienten-Lyrik.** Am 24. Januar 1808 wurde im Schloß Wilhelmsburg im Namen der Stadt Schmalfalben an Jerome Napoleon eine Ode gesungen, die der Landrath Schödde gedichtet hatte. In diesem Poem heißt es:

Füllt das Glas, es gilt dem Bunde,
Der die Ewigkeit erreicht.
Sterbe an der Tafelrunde,
Wer zu diesem Bunde schweigt.
Könige sind Erdengötter,
Schön und himmlisch ist ihr Loos,
Denn sie trauern wie Erretter
Balsam in der Menschheit Schoos.

Berlen schmücken deine Krone,
Unser Stahlberg ist ihr Stern.
Blick auf ihn von deinem Throne,
Weiß ihm Deine Blicke gern!
Britten mit der Reideströhne
Schielen unsern Stahlberg an,
Hör' es, Halbgott an der Seine,
Du, der sie zermalmen kann.

Die Oden dichtenden Landräthe sind leider ausgestorben. Doch der Bedienten-Lyriker giebt es in deutschen Landen heute mehr denn je. —

Theater.

— **Im Schiller-Theater** war wieder einmal Harmlosigkeit Trumpf. Das Publikum fühlt sich in alten Wallner-Theater immer am meisten gehoben, wenn ihm Stücke geboten werden, die am wenigsten an den erhabenen Geist erinnern, auf dessen Namen das alte Poffenhaus umgetauft worden ist. So war auch am Mittwoch eitel Freude unter dem versammelten Volke, als Moser's bejahrter Schwank „Mit Vergnügen“ aus der Versenkung auftauchte. Sie sind so lieblich, die Moser'schen Fabrikate. Man braucht sich nur nicht einsfallen zu lassen, daß man es doch mit sehr kramphast herbeigezogenen Verwickelungen zu thun habe, und man hat nur über das blöde Milieu hinwegzusehen, in dem sich die Personen bewegen, und das Vergnügen ist fertig. Der gestrige Schwank verlangte nichts weiter, als daß der Zuschauer glaube, eine zärtlich verliebte junge Frau kenne ihren Gatten nicht wieder, nachdem der Eifersüchtige sich den Bart abrasirt und ein neues Gewand angelegt habe. Auf dieser Voraussetzung baut sich Schabernack über Schabernack auf, und das liebe Volk amüßert sich königlich. Die Künstlerschaar des Schiller-Theaters fühlt sich viel mehr in der geistlosen Poffe daheim, als unter geistvollen Klassikern. So kam denn eine ganz nette Vorstellung zu stande, in der namentlich die Damen Werner, Levermann und Heinsdorf und die Herren Voigt, Gyben Schmasow und Reimann sich Weisfall erwarben. —

— Die Gesellschaft „Schiller-Theater“ hat ihr Aktienkapital um 100 000 M. erhöht. Sie hat jetzt fünfzehn Aufsichtsraths-Mitglieder. —

— **Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater** geht am Sonnabend „Der Lockvogel“ von Max Kreker zum ersten Male in Szene. —

— **John Gabriel Borkmann's** das neueste Stück Ibsen's wurde in Dänemark zum ersten Male im „Freien Arbeiter-Theater“ zu Kopenhagen aufgeführt. —

Kunst.

— **Berittene und unberittene Kunst.** Unter dieser Epithete schreibt die „Frankf. Ztg.“: Zwei Millionen einhundert-einundzwanzig tausend neuhundertsechzehn Mark und fünfundachtzig Pfennige hat Preußen in den sieben Jahren vom 1. April 1889 bis Ende März 1896 zu „Ankäufen für die Nationalgalerie, zur Förderung der monumentalen Malerei und Plastik, sowie des Kupferstichs“ auswendig. In den amtlichen Berichten aus den königlichen Kunstsammlungen wird eine interessante, vom „Reichs-

Anzeiger“ übernommene Uebersicht über die Verwendung jener zwei Millionen im einzelnen gegeben. In Ankäufen für die National-Gallerie wurde mehr als ein Viertel, 625 962 M., verwandt. Unter der Förderung der monumentalen Malerei und Plastik versteht man vorwiegend die Herstellung von Anschauungsmaterial für nationalen Geschichts- und Religionsunterricht. Zu der Plastik sind es die berühmten Persönlichkeiten, die den schöpferischen Genius der Kunstproduzenten entzücken mußten, höchstens zeigt einmal eine kriegervereinigte Germania die Kunst zu Fuß, sofern nicht etwa auch sie kavalleristisch bewehrt ist. Jedenfalls aber wird man annehmen dürfen, daß das „Mädchen im Dienst der Besta“, für das der Staat 10 000 M. aufgewendet hat, zur unberittlenen Kunst gehört. Ebenso scheinen uns die 6550 M. für die Pöfener Brunnen-Gruppe „Perseus befreit Andromeda“ der Nationalerziehung unbilligerweise entzogen zu sein. Von zivilistischen Persönlichkeiten sind, soweit wir sehen, folgende einer monumentalen Bewegung würdig befunden worden: Max v. Schenkendorf (Zielft 5000 M.) der aber doch wenigstens beinahe militärischen Charakter hat, Carstens (Berlin 20 300,80 M.), Schläter (Berlin 8000 M.), letztere beiden Marmorstatuen, ferner die Porträtbüsten der Professoren Kirchhoff und Müllenhoff in der Berliner Universitätsaula und eine Beihülfe zu einem Schinkel-Denkmal in Höhe von 600 M. Ein paar Kirchenstatuen und Brunnen vervollständigen die Plastik, darunter 100 000 M. als Reistbetrag für die Modelle zum Berliner Begabsbrunnen. Auch in der monumentalen Malerei überwiegt natürlich der theologisch-patriotische Anschauungsunterricht, wie unter den beauftragten Malern die vaterländischen Professoren voranziehen, die aber bisweilen wirkliche Künstler sind. Es sind verhältnismäßig wenige Personen, denen die Aufträge zufallen: Steffert, Brausewetter, Ernst Röber, Mohn, Gieselshap, Hexter, Härtel, Ernst Hildebrand, Knackfuß, Peter Janßen u. a. m. Prof. Wislicenus malte, wie seit undenklicher Zeit so auch in den letzten sieben Jahren fleißig an den Goslärer Heiligtums-Traumgestalten, deren „fernere Kosten“ sich in diesem Zeitraum auf beinahe 67 000 M. belaufen. —

Physiologisches.

— Ueber das Gehirngewicht des Menschen und der Säugethiere hat der Physiologe Max Weber ein außerordentlich reichhaltiges Material gesammelt. Es wurden bei diesen Messungen außer dem Geschlecht auch Länge und Gewicht des Körpers berücksichtigt, so daß ein sehr genauer Vergleich zwischen dem Gewicht des Gehirns bei den einzelnen Thiergruppen möglich wurde. Der Gelehrte hat folgende Schlüsse aus seinen Untersuchungen gezogen. Das absolute Gehirngewicht des Menschen wird nur übertroffen von dem der Elefanten und Walrosse; sonst ist das menschliche Gehirn also schwerer als aller übrigen Thiere. Mehr noch kommt es auf das relative Gehirngewicht an, welches angiebt, den wie vielsten Theil des ganzen Körpergewichts das Gehirn für sich in Anspruch nimmt. Auch in dieser Hinsicht steht das Gehirn des Menschen nicht unübertroffen da, und zwar sind dem Menschen in dem relativen Gehirngewicht nicht nur einige Affen der alten und neuen Welt, sondern auch gerade einige kleine Säugethiere, nämlich Mäuse und Eichhörnchen, überlegen. Im übrigen ist es selbstverständlich, daß beim Vergleich von kleineren und größeren Thieren das relative Gehirngewicht durchaus nicht in demselben Verhältnisse wächst, in dem das Körpergewicht zunimmt. Im allgemeinen nimmt es mit dem Wachsen des Körpers ab, d. h. je größer das Thier, desto kleiner ist verhältnismäßig sein Gehirn. Einige Ausnahmen von dieser Regel finden allerdings statt. Diese Abnahme des relativen Gehirngewichts dauert so lange an, bis das betreffende Thier ausgewachsen ist. Das Ende des Wachsthums des Gehirns wird früher erreicht als das des Körpers. —

Astronomisches.

— Der teleskopische Komet, den Perrine auf der Victoria Sternwarte in Kalifornien am 8. Dezember 1896 entdeckte, ist sehr wahrscheinlich ein seit der Mitte dieses Jahrhunderts auf räthselhafte Weise verschwundener Himmelskörper. Im Jahre 1826 entdeckte ein österreichischer Hauptmann, Biela, einen Kometen, von dem die Rechnung ergab, daß er in einer enggeschlossenen Bahn um die Sonne lief, der zufolge er immer nach 6,6 Jahren zur Sonnen-nähe zurückkehren müsse, und von dem sich auch zwei frühere Erscheinungen, 1752 und 1805, beobachtet fanden. Seine ungünstige Stellung am Himmel gestattete erst Ende 1845 eine Wiederkehr des Kometen zu beobachten, die aber zu Anfang 1846 eine überraschende Erscheinung aufwies. Im Januar theilte sich der Komet unter den Augen der Beobachter in zwei Theile, von denen der kleinere rasch an Helligkeit zunahm, bis er den Glanz des anderen erreichte. Die beiden Theile des Kometen trennten sich auf fast 50 Erdbahnhalbmessern. Die nächste Wiederkehr des Kometen, 1852, wurde beobachtet, die beiden Kometentheile hatten sich auf nahe 400 Erdbahnhalbmessern von einander entfernt, ohne eine beträchtliche Verschiedenheit ihres Glanzes aufzuweisen. Seit Oktober 1852 sind beide Kometen verschwunden und trotz sorgfältigster Nachforschung zu den Zeiten ihrer Rückkehr zur Sonnennähe, 1859, 1865, 1872, nicht wieder gesehen worden. Statt seiner erschienen aber am 27. November 1872 und am 27. November 1885 förmliche Sternschnuppenregen, deren Einzelmeteore in der Bahn der Biela'schen Kometen einbergingen. Man hatte sich also, da auch die

folgenden Annäherungstermine — zuletzt noch der von 1892 — ohne eine Wiederkehr des Kometen vorübergehen, der Anschauung angeschlossen, daß der Bielaomet sich in einen Sternschnuppenschwarm aufgelöst habe — da zeigt jetzt die neueste Bahnbestimmung des jüngsten Kometen von Perrine eine so nahe Uebereinstimmung der Kometenelemente mit jenen des Bielaometen, daß wir gegenwärtig sehr wahrscheinlich die Wiederaufindung einer der beiden verschwundenen Bielaometen erlebt zu haben annehmen müssen. —

Humoristisches.

g. b. Die Erzählung des Leichenträgers. Ich kam von der Beerdigung eines Bekannten und traf meinen Freund, den Leichenträger.

„Es war doch zu schrecklich“, sagte ich, „wie die Tochter durchaus mit in die Grube springen wollte, und wie sie schrie und jammerte. Es konnte einen Stein erbarmen.“

Mein Freund, der Leichenträger, der so etwas wohl schon gewohnt war, zuckte die Achseln.

„Ich will Ihnen da 'mal 'ne Geschichte erzählen, hören Sie zu! — Da war also hier der reiche Müller gestorben. Sie müssen ihn doch auch gekannt haben, den alten Geizhals. Wie wir nun den Sarg aufheben und die Leiche aus dem Haus bringen wollten, da, denken Sie nur, werfen sich doch die Kinder schreiend und weinend vor die Thürschwelle, weil sie den Vater nicht aus dem Haus lassen wollten. Mit Gewalt haben wir sie fortbringen müssen. . . .“

Also, sechs Wochen später, die Erbschaft war eben getheilt worden, und jedes von den Kindern hatte seine paar mal Hunderttausend bekommen, saßen sie noch ganz traurig beim Abendbrot; mit einem Male geht die Thür auf und Vater Müller kommt rein. „Na, Kinderchen, da bin ich wieder!“ . . .

Und wissen Sie auch, was die Kinder da gemacht haben? . . . Die Treppe haben sie ihn „runtergeschmissen“! . . . Adios! —

Vermischtes vom Tage.

— Neue Abzeichen, Achsellappen, Aufschläge zc. sollen in der preussischen Armee eingeführt werden. Man soll es einem Soldaten dann gleich auf den ersten Blick ansehen können, welcher Kompagnie, welchem Regiment, welcher Brigade und Division und welchem Armeekorps er angehört. — Und da streiten sich die Leute herum, ob sie im „Zukunftstaat“ werden Nummern tragen müssen. —

— Arno Holz wird auf Einladung der „Breslauer Dichterschule“ Freitag, den 29. Januar, in Breslau seine „Sozialaristokraten“ vorlesen. Ueber das Thema: „Wie sammelt man am besten für Dichter?“ wird er nicht sprechen. —

— Der Stadt Dresden hat ein Maschinenfabrikant sein Vermögen (600—700 000 M.) hinterlassen. Von dem Gelde soll eine Kirche gebaut und darin der Körper des Todten beigesetzt werden. Der Stadtrath hat die Erbschaft angenommen. —

— In Greiz ist die Fabrik von Schulze u. Komp. niedergebrannt. Einige Personen mußten durch die Fenster gerettet werden. —

— Münster. Der Maurer Huster, der wegen Sittlichkeitsverbrechens im Juli v. J. zu 4 Jahren Zuchthaus verurtheilt worden war, wurde im Wiederaufnahmeverfahren von den Geschworenen freigesprochen. —

— In München hat sich ein Bankbuchhalter „wegen unglücklicher Liebe“ erschossen. —

— Der größte Dampfer der Welt, die „Pennsylvania“ der Hamburg-Amerika-Linie, ist in Belfast soeben fertiggestellt worden. —

— Schlechte Schiffsbaumeister. Cherbourg (Frankreich). Die Dampfessel des neuen Kriegsschiffes Steurus wiesen bei der Probefahrt bedenkliche Entweichungen auf. Das Schiff konnte nicht mehr manövriren und mußte in den Hafen zurückgeschleppt werden. —

— Schneider-Duell. In Paris haben sich wegen eines Mädchens zwei Schneider duellirt. Beim fünften Kugelwechsel wurde ein — Sekundant ins rechte Bein geschossen. — Besser treffen es unsere Edelsten auch nicht. —

— Den sechsten Mann nahm sich jüngst eine Frau in Providence (Nordamerika). Vier der früheren Männer waren bei der Hochzeitsfeier als Trauzengen anwesend, der fünfte entschuldigte sich mit Krankheit, sandte aber ein prachtvolles Hochzeitsgeschenk. —

— Eine Volkszählung findet in der zweiten Hälfte dieses Jahres in Italien statt. Die letzte war 1881. —

— New-York. Wegen der Gefahr der Pestepidemie hat die Regierung für sämmtliche Schiffe Quarantäne-Maßregeln angeordnet. —

— Verlegte Befehle. Als unlängst der Gouverneur von Sierra Leone von den Behörden Siberias Rechenschaft forderte, weshalb das liberische Kanonenboot denn immer wieder auf friedliche britische Dampfer feuere, entgegneten die Spitzen der Behörden: Ja, das wüßten sie selbst nicht, die Befehle des Landes seien — verlegt worden. —

— Malta. Wegen der in Indien herrschenden Pest ist den aus Indien kommenden Schiffen verboten worden, Passagiere, Mannschaften oder Güter zu landen; dagegen dürfen sie unter strenger Beobachtung der Quarantäne Kohlen einnehmen. —